

Begegnung

„Wie geht's?“

Eine unverfängliche Frage, vor allem wenn die Antwort „es geht“ heißt. Dann hat man immer noch die Möglichkeit, weiter zu fragen oder aber den Kopf zum Gruß zu nicken.

Sie antwortet: „Jo, i bin zufriedn.“

Zufrieden strahlt auch ihr Gesicht, sanft, ruhig und vertrauenerweckend. Aus dem kräftigen Blau ihrer Augen leuchtet der Schimmer jener Menschen, die mit sich versöhnt sind. Die knochigen Hände hat sie in ihren Schoß auf die Schürze gelegt, zum Ausruhen.

Nach ihrem Alter befragt, winkt sie leicht ab, und als sie darauf „auf die achtzig zu“ sagt, huscht über ihr Gesicht ein leichtes Schmunzeln.

Ob es ihr in der heutigen Zeit eigentlich besser gefalle als früher?

Ohne zu zögern: „Früher.“ Die Leute seien früher viel zufriedener gewesen, obwohl sie damals nichts gehabt hätten! Aber sie hätten nicht „glarmt“. „Die Leut sind heut nimmer zufriedn.“

Geld gab es kaum. Als ihr Vater einen Hof kaufen wollte, hatte er nichts außer einem Schaf. Also bat er die Leute um eine Anleihe. Einer meinte spöttisch: „Ja, der hat es leicht, Höf zu kaufen, der hat einen Widder, einen Widder.“ Ein anderer war um die Rückzahlung besorgt: „Ob ich dir das Geld leihe oder es in den Bach werfe, ist ganz das Gleiche.“ Aber da waren auch Gönner, und einer wusste vom Vater: „Bua, du tust sparen und arbeiten. Dir leihe ich es wohl.“ Schließlich bekam er das Geld doch zusammen und kaufte den Hof. Mit der „Kripp voll Schul-

den“ musste er dann in den Krieg. Die Mutter und sechs Kinder blieben zu Hause. Und als er zurückkam, hatte ihre Mutter die Schulden abgezahlt. Auch mit Hilfe des Geldes, das sie vom Staat als Entschädigung bekommen hatte.

Die Frau erinnert sich, wie sie als junges Mädchen manchmal „Grantn“ (Preiselbeeren) pflückte und sie dem Bäcker im Dorf oder auf dem Kuppelwieser Markt verkaufte, um davon ein paar Lire einzustecken. Einmal habe sie den Vater gefragt, ob er ihr für den Winter nicht auch einen Mantel kaufen würde. Sie habe diese „modische“ Kleidung nun schon bei mehreren Mädchen gesehen.

„O bitt enk, Voter, kaft mir a an Montl!“

Er sieht sie eine Weile an. „Musst ihn haben?“

„Grad müssn nicht, sell hatt i schu a raasigs (schafwollenes) Gwond. Ober kmod (praktisch) isch er holt.“

Da hat er ihr einen Stoff gekauft, einen schlechten zwar, und dann ist die Schneiderin gekommen.

Geld hatte sie sonst keins. Sie wäre auch nicht draufgekommen, solches zu verlangen, als sie einen Winter lang – im Kriegsjahr 1943 – im Marlinger Widum gekocht hat. Einmal war dann die Schwester der Häuserin auf Besuch. So nebenbei fragte die:

„Was verdienst denn?“

„Nichts. Ich lerne hier kochen. Und fürs Lernen...“

Da sei die Frau wild geworden. „Für die reichen Benediktiner umsonst kochen – das leid i nit!“ Von da an hat ihr der Pfarrer jeden Monat 90 Lire zugesteckt.

Erst nach der Auszahlung habe sie richtig Geld gehabt. Ihr

ARUNDA
SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT
RÜCK EIN AUS BLICKE

Erbteil waren 50 Kubikmeter Holz. Den Bruder hat sie gebeten, das zu verkaufen. Und dann hatte sie eine Million, eine Million Lire. Das hat ihr Mann dann auf die Kasse gebracht und „sperren“ lassen, weil es dafür ein bisschen mehr Zinsen gab. Sie hat das Geld nicht mehr angerührt. Und sie weiß selbst nicht, wie genau das gegangen ist, aber als sie es dann „herausgenommen“ haben, waren es zehn Millionen. „Eine Million habe ich gehabt, und dann hatte ich zehn.“ Über 35 Jahre waren inzwischen vergangen. Jetzt ist sie allein noch übrig geblieben von ihren Geschwistern. Zwölf waren sie, aber nicht alle sind groß geworden. Fünf sind im Kindesalter verstorben, eines schon am Tag nach der Geburt. Auch ihr Mann hat sie schon verlassen; mit der Familie ihres ältesten Sohnes lebt sie jetzt auf dem Hof. Die zwei Enkelkinder sind ihr ans Herz gewachsen. Er ist zehn, sie sieben. Wenn die hier so weiterlernen... Helfen tun sie jetzt schon fleißig, der „Bua“ mistet im Stall aus und „'s Madl“ geht manchmal, wenn die Melkmaschine vom Euter abgehängt wird, zur Kuh hin – „do schließt sie direkt drunter inni“ – und drückt die letzte Milch heraus.

Die Frau hat früher, wie alle anderen Geschwister, bei jeder Arbeit mitgeholfen, „auch im Wald beim Holzen“. Im Frühjahr gings immer gleich nach dem Ausapern mit dem Erdschöpfen los auf den Äckern. „Sell isch furchtbor schtreng gwesn.“ Dann kam das Düngen und so ging's weiter. Zusammen mit ihrer Schwester hat sie vom Vater als Jahreslohn „a Lampl“ bekommen, ein Lamm, das sie dann auf dem „Kuppelwieser Morket“ verkauft haben. Der Stolz des Vaters galt seinen Rössern. Man hat ihm immer nachgesagt, er sei mit seinem Ross „heagler“ (heikler) als mit seiner Frau. Von anderen, die (in seinen Augen) ein

schlechteres Ross hatten, pflegte er zu sagen: „Der woll mit seiner Klosterfrau.“ Mit diesem Spruch hat er dann aufgehört, als zwei seiner Töchter ins Kloster gingen.

Auch jetzt sei sie immer noch „sou staat“ beim Arbeiten. Kentl (Reisigbündel) aufbinden im Wald, einige hundert habe sie schon wieder „ban Haufn“, „Tschurtschn“ (Tannenzapfen) sammeln, Dornen ausschneiden und „Loaterforbn“ zusammenschneiden. Auch im Garten helfe sie der Schwiegertochter beim Jäten, beim Mohn jäten. Die Gartenarbeit habe immer zu ihren Lieblingsbeschäftigungen gehört. Schon der Pfarrer im Marlinger Widum pflegte damals zu ihr zu sagen. „Wenn wir dich mengel haben (vermissen), brauchen wir dich nur im Garten zu suchen.“

Sie sage schon manchmal zur Schwiegertochter, viel könne sie halt nicht mehr tun.

Die aber sagt: „Hör auf. Wenn das alles bliebe, was du tust.“

Es sei schon „fein, wenn sie schätzen, wos man tuat. Unsereins tuat holt a die leschte Kroft außer.“

Was sie nicht mehr tue, sei „Woll spinnen“. Das sei früher die regelmäßige Beschäftigung der Frauen an Winterabenden gewesen. Bis neun Uhr abends, vor dem Schlafengehen. Das Rad sagte immer: Muaß i nou mol ummer, muaß i nou mol ummer, bis nainä, bis nainä, bis nainä.

Ein Mann habe einmal gesagt: „Ah, in Winter muss man ihnen a bissl zu Spinnen richtn, sischt gangen sie lai Gwandler auftian und onderscht zommämochn.“

Als Kinder hätten sie zuerst Wolle gesponnen. Das sei „leichter“ (einfacher) gewesen. Dann Werch, Flachs. Den habe man angesät, dann, als er gelb war, habe man ihn

„außer“ getan, kleine „Schafler“ (Garben) gemacht, ihn auf dem Stadel in die „Liadn“ gesteckt (Abstände zwischen den Rundhölzern). Als es dürr war, wurde er „abgeriffelt“, um den Samen zu gewinnen, und dann auf der Wiese ausgelegt. Falls es regnete, war's gut, ansonsten musste man ihn täglich abspritzen. Irgendwann löste sich die äußere Schicht („Tschölf“); dann kam das Brecheln, ein Feuer, ein Gitter drauf, dörren. Der nächste Schritt das Hacheln, das Grobe raus, die dünnsten Fädelchen blieben zurück, das waren die „Raischpn“: es wurde das feinste Leinen; aus dem Gröberen wurde das „Rupfete“.

Aus der bildhaften Erinnerung alljährlich sich wiederholender Arbeit lässt die Frau den ganzen Arbeitszyklus ablaufen. Obwohl mittlerweile so fern, so lange zurück, hat ihr Gedächtnis jeden einzelnen Handgriff, jedes Detail in der Abfolge, jeden damit verbundenen Begriff in aller Frische aufbewahrt. Es ist das Vermächtnis der Alten. Nach dem allmählichen Auflösen früherer Fertigungsweisen, dem Verschwinden antiker Arbeitsgeräte aus dem alltäglichen Gebrauch bleibt vielleicht noch manches museale Erinnerungsstück der Nachwelt erhalten. Einzelne solcher Geräte hängen noch an den Rundhölzern mancher Stadel oder liegen infolge einer Entrümpelungsaktion an irgendwelchen Abstellflächen wahllos ineinander verkeilt. Andere haben schon den Weg über findige Antiquitätenhändler in neue, moderne Räumlichkeiten mit antikem Anstrich gefunden. Das „Seelenleben“ solcher Gegenstände und der Bezug der neuen Welt zu ihnen gehen jedoch unwiederbringlich verloren.

Die Frau legt ihre Hände, die in angedeuteten Gesten ihre Worte begleitet haben, wieder in den Schoß zurück. Vom hölzernen Bänklein der Veranda schweift ihr Blick

über den sorgsam bestellten Garten, hinauf zu den Wiesen des Hofes, über die Baumwipfel des angrenzenden Waldstücks. Dann neigt sie leicht das Haupt und streicht mit den abgegriffenen Hausschuhen einige Male über den porphyrbelegten Boden. Die im Hintergrund sanft wogenden Fichtenspitzen lassen kleine Schatten über das gebräunte Antlitz huschen. Einige Momente verharrt sie in Stille und sammelt die schwindenden Strahlen der Abendsonne auf ihrer Stirn.

„Ja, früher“, setzt sie wieder ein und vergewissert sich mit einem flinken Blick, ob ihr Gegenüber noch anwesend ist, „früher waren die Leut viel zufriedener. Der Wohlstand hat nicht nur Gutes gebracht.“ Dann verstärkt sie plötzlich ihre Stimme. „Sell (das) sieht man schon bei den Scheidungen.“ Frühere Zeiten habe es Scheidungen nicht gegeben, man habe es angenommen, wie es war. „Wenn sie nit guat gschoffn hobn, do hobn sie decht friedgeb“ (doch Ruhe gegeben). Ein „Weibez“ habe auch kein Geld gehabt, dann habe sie müssen „friedgeb“. Sie war auf ihn angewiesen. Wo wäre sie auch hingegangen? Sicher, Streit habe es auch gegeben, oft „die Höll“, aber es gab nur „versöhnen und weiterleben“. Anders hätten sie es „aus christlicher Hinsicht“ nie gedurft. „Zem wärst nimmer in Himml kämmen. Dös war a schrecklichs Vergehen gwes in der Religion, wenn du durch warsch und hasch di schoadn glott. Mir hobn olm in der Schual in Katechismus glernt, die Priesterweihe und die Ehe lösen ein unauslöschliches Merkmol af der Seal. Jo nocher. Vorm Herrgott bisch du ingetrogn als verheiratet.“

Aber, hakt die Frau nach, besser als sich tagtäglich „die Höll“ machen, sei es doch, die zwei auseinandergehen zu lassen, „meines Erachtens“.

ARUNDA
SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT
RÜCK EIN AUS BLICKE

Früher haben es die Leute viel genauer genommen mit der Religion. Sicher auch aus Angst. Aber wenn früher die Kinder alles gesagt hätten, was sie heute sagen, dann hätten sie sie... – die Frau zögert etwas ... „ogschlogn“. Schon was sie heute manchmal von der Roppetn (Kleinen) zu hören bekomme. Die habe mit ihren sieben Jahren doch glatt von einer schwangeren Frau gesagt: „Mama, hosch dia gsechn, die hot an Ponzn. Do weard sie schu a Poppele drin hobn.“ Worauf ihr etwas älterer Bruder erwiderte: „Jo sell jo, wenn sies in an Monat aus hot.“

Früher durften die Kinder sowas nicht sagen?

„Nua, nit lei. Gwisst hobn sie's a nit. Na Gott, nua.“

Da habe man nur heimlich getan. Eine Frau habe ihr erzählt, als sie ihre Kinder stillte, habe sie die Haustür abgeschlossen und zwei Mal nachgeschaut, ob sie wirklich abgeschlossen war. Sie selbst habe ihre Mutter nie stillen sehen. Auch nicht Austausch von Zärtlichkeiten vor den Kindern, Küssen?

„Na Gott nua, dös hatt's nia gebn. A lei erwähnen. Nua!“ In dieser Beziehung sei es früher ganz anders gewesen. Aber was gescheiter sei? Halt ganz zu früh, wie sie es heute tun, „find i a nit richti“. Man stelle sich vor, diese Kinder, was die schon denken. Und wie die von der Schule aus sind, heißt's: „Gehn wir dös a probiern.“

Sicher, man müsse den Mädchen schon sagen, wie das vorgehe, wenn sie reifer werden. Eine habe da mal erzählt: „I bin gegangen s Hemmet und die Hosn alles zusammen in Haisl (Abort) werfn.“ Sie habe auch nichts gewusst. Und eine andere sei plärret zu ihrer Mutter gekommen und habe gesagt: „Muater, iatz stirb i!“

Das schon, das sollten sie wissen, da sollten sie aufgeklärt sein. Aber dann alles? Es sei schon recht, wenn man den

Kindern erkläre, wo sie herkommen. „Obr wenn die nor frogn, wia kemmen miar do inni?“

Das finde sie, so furchbar jung, nicht für richtig.

Ja, strenger sei das früher schon gewesen. Da hätten die Pfarrer das auch „viel ärger“ heruntergepredigt. Auch was so die Belustigungen, die Unterhaltung betreffe.

Getanzt sei „hie und da“ schon worden, in den Stuben oder sonst. Sie selbst sei einmal, so 19 wird sie gewesen sein, am Sonntag nachmittag nach dem Rosenkranzbeten im Gasthaus neben der Kirche ein bisschen geblieben. Da sind von der Alm herunter ein paar junge Leut mit der „Ziechorgl“ kommen und sind dann da ein paarmal „um-adum grennt“, haben sie „mitgrissen, obwohl tonzn gekinnt hon i sauber nicht“, und da sei sie halt etwas später nach Hause gekommen, nicht etwa im Finstern, aber „holt normal zu kemmen zu spat“, und der Vater war grad auf dem Tennen zum Füttern.

„Wo bischn gwesn?“

Lügen wollte sie nicht. „Entn (drüben) bin i gwesn. Do sein holt a poor Lait kemmen. Und a bissl a Musi.“

„Nou uamol (noch einmal) solls vorkemmen, nor hosch du s Gwandl vor der Hütt liegen, wenn du kimmsch!“

Sell hot er gsog.